

Nr. 169. Bromberg, den 28. Juli. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(2. Fortsetzung.) ———

Wie dem nun auch immer gewesen sein mag — sie war eine Frau von seltenen Gaben, von einer ungewöhnlichen Ruhe und Sicherheit in ihrem Gehabe und wenn sie sprach, konnten getrost zehn Männer lauschen, ohne Schaden zu nehmen. Hätte die Witwe Vollmoor nun auch zur Leitung ihres Hofes eines Mannes nicht eigentlich bedurft, so war sie doch zu sehr Weib, um gänzlich auf die Annehmlichkeiten männlichen Umgangs verzichten zu können, und wer immer es weiß, wie innig des Mannes wie des Weibes tiefstes Vermögen mit der rechten Erfüllung des Liebesdranges verbunden ist, der wird sich bedenken, ehe er es dieser braven Frau zum Vorwurf macht, daß sie sich einen Mann ins Haus genommen. Vollmoors Frau hatte mit vierzig Jahren den wohlbedachten Schritt getan, einen in jeder Beziehung „passigen" Verwalter zu mieten. Und wer nun weiter bedenkt, mit welcher Umsicht diese schlichte Bauersfrau das Wort des alten Römers beherzigte, nach welchem es lobenswert ist, das Nützliche mit dem Süßen zu verbinden, wie sie jenen wackeren, wohlgewachsenen Mann für die ehrenvolle Stellung eines gehobenen landwirtschaftlichen Beamten mit vollem Familienanschluß und ohne festes Gehalt zu verpflichten wußte, der wird nicht zögern, ihr hohes Lob zu spenden, da sie die Süße solcher Freundschaft mit der Nützlichkeit eines billigen Knechtes derart wohl zu vereinen gewußt.

Man wird ihr weiter hohes Lob zollen müssen, weil sie sich auch hierin als gute Bauersfrau bewährte, der das Wohl des Hofes über alles geht: hätte sie wieder geheiratet, so hätten ihr wohl des Einheiraters Ansprüche hinreichend zu schaffen gemacht, den Hof und das Erbe ihrer Tochter ungefährdet durch die Klippen verwickelter Auseinandersetzungen hindurchzusteuern. Genug — sie handelte nach ihrem Gewissen und entschloß sich für den passigen Verwalter, mit dem sie nun schon fünf Jahre lang im besten Einvernehmen lebte auf ihrem großen, zwischen hundertjährigen Eichen und einem blühend verwildernden Garten versteckten Hofe, in einem besseren und süßeren Einvernehmen als bäuerliche Menschen es in der Ehe zu genießen pflegen, welche niemals den bitteren Geschmack eines Geschäftes verliert.

Es war ein treffliches Verhältnis und niemand störte es — nur, daß das Kind Sophie mit wachsenden Jahren zu einem etwas schwierigen Dritten heranzureifen drohte. Aber auch da hatte die gute Mutter sich zu helfen gewußt, indem sie sich, ihrer alten Vorliebe für die Wissenschaften gemäß, der Verpflichtung entsann, der Größe und Bedeutung des Erbtums entsprechend der Erbin eine sorgfältige Schulbildung angedeihen zu lassen, als sie die übrigen Bauerntöchter hier zu genießen pflegten. Kaum je war das Kind eines Bauern, ob Knabe oder Mädchen, zur Ausbildung außer Hauses gegeben worden, so waren sie alle echt und einfältig geblieben, fest wie die Eichen und schlicht wie die Enten auf ihren Höfen — Vollmoors Frau aber tat, was ihr Gewissen befahl.

Als das Kind nach Erledigung des Dorfschul-Lehrganges konfirmiert worden war, verblieb es noch ein Jahr im Hause, bewies aber einen so abscheulichen Hang zur körperlichen Trägheit und eine so frühzeitig erwachte Teilnahme an den persönlichen Angelegenheiten der Mutter, daß diese der Stimme des Gewissens noch eher nachgab als sie es eigentlich vorgehabt, und kurz entschlossen die gehobene Ausbildung Sophiens um ein volles kostspieliges Jahr vor dem geplanten Zeitpunkt einsetzen ließ. Sie erließ ein zweckmäßiges Inserat im „Hannoverschen Sonntagsblatt", und es meldete sich prompt eine vortreffliche Frau, die verwitwete Superintendentin Henriette Brökelmann, deren Schreiben der Witwe Vollmoor absonderlich gefiel. Henriette Brökelmann betrieb in Lüneburg ein offenbar gutgehendes Pensionat für junge Damen ländlicher Herkunft. Laut beigefügtem Prospekte erhielten die Insassen in einem einjährigen Kursus einen gutsitzenden Anstrich von französischen Sprachkenntnissen, Literatur, Kunstgeschichte, Handarbeitsfertigkeit und gutbürgerlicher Haushaltsführung, in einem zweijährigen Kursus einen noch solideren Anstrich von englischen Sprachkenntnissen, Staatsbürgerkunde, Philosophie, Geographie, Naturgeschichte, Musik und Gesang und einer mehr oder minder nach Belieben auszudehnenden Anzahl anderer nützlicher Fähigkeiten und Kenntnisse. Was nun gar einen dreijährigen Kursus betraf, so konnte von ihm in Aussicht gestellt werden, daß er dem Töchterchen einen ganz besonderen Gewinn bringen werde, insofern nämlich, als er „das anvertraute Seelchen in jeder Beziehung wecken, hegen und runden werde". Vollmoors Frau entschied sich für einen dreijährigen Kursus in diesem Hort der Bildung, und Sophiechen fuhr nach Lüneburg.

Als das Töchterchen nach drei Jahren heimkehrte, da erwies sich sein Seelchen in jeder Beziehung als geweckt, gehegt und geründet, erwies sich das Gesamtergebnis in jeder Beziehung als wahrhaft überwältigend. Der Mutter wurde vor dem also ausgeschlüpften Küchlein so bange wie einer Henne, der man ein Storchenei untergelegt hat. Das Sofa wurde der liebste Aufenthaltsort des Fräuleins, und von dieser weichen, stolzen Warte aus erging es sich täglich in stundenlangen peinvoll dozierenden und das Gesamtverhalten der Mama häßlich kritisierenden Ausführungen. Es war nunmehr das Bestreben der Mutter, die junge Dame tunlichst in eine Bauerntochter zurückzuverwandeln und die Stimme ihres Gewissens riet ihr, die Tochter zu ihrem Bruder auf einem weit entfernt liegenden Hof zu geben. Als man sie von dort nach einem halben Jahre dankend zurücksandte, beschloß die Mutter, sie zu verheiraten. Und zwar gingen ihre Pläne dahin, die Tochter vorerst auf einen anderen Hof als junge Bäuerin einziehen zu lassen und unter allen Umständen zu verhindern, daß Sophiechen ihre Gunst etwa einem hofhungrigen Einheirater zuwende. Wer hätte es ihr verargen mögen, daß sie die ungestörte Einsamkeit ihrer süßen Alters-Idylle sich also bewahren wollte . . .

In der Verfolgung solcher Pläne war Vollmoors Frau in letzter Zeit des öfteren auf Cordes Hof gekommen und hatte dort viel Verständnis gefunden.

„Das Mädchen hat einen Vogel, das ist wahr . . .", sagte Cordes Vater insgeheim zur Mutter, „aber Ferdinand wird sie schon zur Raison bringen, das ist gewiß."

Ferdinand gab sich Mühe, sie zur Raison zu bringen, das war gewiß. Er versuchte zunächst, ihr Hochdeutsch durch Nichtachtung zu strafen, und wenn sie abends mit ihrer Mutter im Sofa der elterlichen guten Stube saß und den Umsitzenden freigibig von der Fülle des Brökelmannschen Bildungssegens mitzuteilen suchte, so machte er sich einen besonderen Spaß daraus, sie in der ersten besten Gesprächspause auf Plattdeutsch etwa zu fragen, warum der Eber bei seiner Lieblingsbeschäftigung die Augen zuzukneifen pflege und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Die Vollmoorstochter gab dann auf Hochdeutsch ihr kühles Desinteressement an der Ergründung solcher Fragen zu erkennen und griff mit schöner Unbeirrbarkeit ihren Vortrag in Brökelmanns Manier wieder auf.

Das Hochdeutsche, auf dem ihre Rede daherstelzte, war überhaupt ein unangenehmes und unbeliebtes Ding in Kleindahle, es war ganz zweifellos eine Erfindung der feindlichen Stadt, und jedermann war froh, mit vierzehn Jahren dem Lehrer und dem Schulstundenzwang dieser vertrackten Buchsprache entronnen zu sein auf immer. Auf eines einzigen Schultern nur wurde die Last dieser fremden Sprache gebürdet, er nur stellte im Verkehr mit dem Landrat die nötigste Verbindung her zu jener fernen und unbegriffenen Welt, die sich „Staat" und „Deutsches Reich" nannte — das war der Vorsteher, und dafür gab man ihm gern die für Bauern ganz unerhörte Summe von Tausend Mark im Jahr, gab sie dafür, daß die anderen plattdeutsch sprechen und ein jeder für sich in ihren einsamen kleinen Reichen leben konnten, die nur in dieser einen, sichtbaren und sinnvollen Welt zusammengeschlossen waren: im Dorf.

Sie waren aus dieser Welt für einige Zeit herausgeholt worden durch den Krieg, ein wenig erschrocken und ohne viel Lust, etwas zu verteidigen, was sie kaum noch kannten, seit sie die Schule und die Garnison verlassen hatten. Sie waren zurückgekommen bis auf zwölf Männer, denen man einen Stein setzte, sie waren aus Serbien, aus Rußland, aus Frankreich gekommen, aber sie sprachen nicht viel davon. Sie streiften diese Erinnerungen ab wie ein fremdes, aufgezwungenes Gewand, sie griffen zum Pflug und zur Axt und waren die Alten. Unwichtig in tiefem Betracht war ihnen der Ausgang des Krieges, denn er war ihnen ja nur der Eingang zu ihrem unveränderten und unveränderlichen Leben. Dann war da die Revolution und das Gezänk und Geschwätz in den Städten: es war ihnen gleichgültig, denn hier gab es das alles ja nicht, worum man sich zankte. Es gab wohl Arme, aber es gab keine Proleten, es gab wohl Besitzende, aber es gab keine Reichen. Fünfzig Morgen zu beackern, nun, das war keine Sünde am Armen — und wiederum, Häusling zu sein mit Schweinen im Stall oder gar Maurer mit eigenem Häuschen und Kühen, das war kein Vorwurf für den Bauern. Der Bauer saß so gut mit den Knien im herbstlichen Dreck der Kartoffeln wie der Häusling und der aß so gut seinen Schinken und seinen Kuchen wie jener. Sie nannten einander „du" und riefen sich mit den vertrauten Beinamen des Dorfes. Die unten saßen als Häuslinge und Handwerker und kleinste Abbauern waren zudem oft genug jüngere Söhne aus großen Höfen, die zu echten Bauersleuten „Vater" und „Mutter" gesagt, dann vom königlichen Erstgeborenen eine bescheidene Abfindung erhalten und endlich ein kleines, demütiges Bauernglück gegründet hatten im Schatten der großen Mutter, die „Dorf" hieß.

In diesem Dorf nun machte sich Vollmoors Sophiechen wie ein Goldfasan auf einem Hühnerhof. Sie gackerte nicht wie die anderen und beanspruchte ein bißchen zuviel Aufmerksamkeit durch die Buntheit ihres Gefieders. So sollte denn wenigstens mit Hilfe eines passigen Hahnes versucht werden, ihr unfruchtbares Dasein nutzbar zu machen.

Ferdinand, wie gesagt, gab sich Mühe, sie zur Vernunft zu bringen. Aber selbst dieser Kühne erschrak doch manchmal, wenn sie über all seine Späße hinwegblickte mit ihren leeren, kalten Karpfenaugen, in denen das listige Blinkern seiner Augen auch nicht den leisesten Gegengruß fand. Sie fuhr fort in ihrem Geschwätz, als ob nichts geschehen wäre, seine Worte plumpsten hinein in einen Teich, der Spiegel schloß sich hurtig und grinste dann wieder so unberührt wie zuvor. Ach, es war ein flacher Teich, er konnte seine Worte noch liegen sehen, er hätte sie wieder fortraffen können, und kein Vorhandenes und seinen Worten schnell Verschwistertes hätte sich anklammernd gegen solches Fortnehmen gewehrt . . . Er war ein Bauer und hatte noch nie gedacht, seine Worte und sein Wesen müßten durch irgendein Anklingen in der Seele einer Frau als richtig und gut bestätigt werden, auf daß eine richtige und gute Ehe geführt werden könne. Er war immer überzeugt gewesen, daß sich die Partner dieses Lebensvertrages durch den beiderseitigen Besitz und die beiderseitige Arbeitsleistung am besten ergänzen müßten. Hier aber, an der Seite dieser Erwählten, begann er sich langsam zu fürchten vor einem Ehegebäude, das auf einer derart soliden Grundlage ein halbes Jahrhundert bestehen sollte. Sah er in diese Augen, so kam ihm mitunter eine wilde Anwandlung von Fluchtgelüsten, für die er zunächst noch kein Ziel wußte. Nur fort, fort, fort wollte er . . . Es war aber schon nicht mehr eigentlich die Freiheit, die er meinte.

Eines Tages erkannte er den neuen Zwang, der schon in ihm geruht hatte all die Wochen lang, deren Abende er mit Sophiechen im Sofa verbracht hatte.

Die Alten hatten, um die Verständigung des Paares zu begünstigen, das Zimmer verlassen. Ferdinand begann von der Heuernte zu reden, Sophiechen erzählte von einem Tennisturnier mit achtzehn akademisch gebildeten Ballschlägern. Da sie ziemlich lange erzählte, kam Ferdinand ein heftiges Gähnen an und plötzlich, nur um diesem furchtbar unbeirrt strömenden Fluß ihrer Rede zu entgehen, ging er im Sturmschritt zu einer vertrauten Zärtlichkeit über, die er noch nie gewagt hatte. Und siehe — die Rednerin stoppte jäh ihre Rede, ihre Augen blickten ihn schwimmend an und um den verstummenden Mund schob sich ein breites williges Grinsen. Alles an ihr begriff seine Gebärde, und nichts in ihr verstand seinen Willen. In dieser Minute erstanden die Augen der Magd Lina vor seinem Erinnern, die dunkle Glut ihrer furchtvollen Blicke, die vor ihm flohen und in ihrem Entweichen noch ein tiefes, ahnungsvolles Wissen um seine verborgenste Männlichkeit zeigten. Jetzt ward es ihm klar, das atmende Hin und Her jener Belagerung in ihrer Kammer, er wußte nun, warum er damals den Arm zurückgezogen, wußte, daß ihn ihr Blick ins Herz jener Schwäche getroffen hatte, mit deren Offenbarung die Liebe manches Mannes zum Weibe beginnt. Er seufzte plötzlich, stand auf, sagte Sophiechen, daß ihm ein schweres Versäumnis bezüglich des Viehs eingefallen sei, verließ das Zimmer und ging auf den Hof.

Es war ein warmer Juniabend, halbhell noch in der neunten Stunde. Er ging langsam über seinen Hof und freute sich über ihn. Das war alles im Weben dieser Zwischenstunde lebendiger als am Tage, die stummen Dinge wurden beredt und machten sein Herz weich. Der Birkenhain drängte mit den leuchtend weißen Kerzen seiner Stämme steil in den tiefblauen Himmel und dann ließ er sich weich wieder sinken zur Erde im zitternden Fluß seiner Zweige. Das war sein Hain, sein eigener Hain . . . Er sah seine Wagen ausgerichtet mit den Deichseln in seinen Hof ragen, sah seine Ställe, seine Scheune, seinen Garten — sah seine eigene Welt, in der er gewachsen war und in der er als Herr einst leben und sterben würde, er, der bevorzugte Erstgeborene, dem der jüngere Bruder weichen mußte. Ja, er konnte in Freiheit und Würde leben auf diesem Hofe und er hatte zudem noch einen zweiten Hof zu erwarten als Erbe der verwitweten, kinderlosen Schwester seiner Mutter. Und doch wollte er nach Bauernart die Hälfte seiner Lebenslust verkaufen für noch einen fremden Hof . . .

„Pfui Deibel . . .", sagte er laut vor sich hin und spuckte auf den großen, schönen Misthaufen des Hofes. Pfui Teufel — er war ein riesengroßer, breitschultriger Bursche, er war der kräftigste Mann im Dorfe, war bei weitem nicht der Dümmste, er war Gottlob nicht der Ärmste — er hatte es gar nicht nötig, zu tun, was er tun sollte und halb schon gewollt hatte, nein, er hatte es nicht nötig! Sein Bauernstolz regte sich, er wußte mit einmal, daß er nicht der Gatte von Vollmoors Sophie werden würde.

An diesem Abend ging er nicht wieder hinein in die elterliche gute Stube. Er ging durch den Birkenhain und

in den summenden Sommerabend, bis zur Bank, die vorn am offenen Torweg des Gehöftes stand. Dort saß Lina, die Magd. Er hatte sie nicht gesehen, bis er auf zehn Schritte herangekommen war; der Abend war dunkler geworden und die Stämme der Birken hatten sich immer wieder zwischen den Nahenden und die Sitzende geschoben.

Er erschrak, als er sie sah und rief: „Lina . . .“

Sie blickte auf und rückte mit angstvollen Blicken beiseite — ganz so, wie sie vor Wochen im Bett beiseite gerückt war. Er aber setzte sich am anderen Ende der Bank nieder und blieb da sitzen.

„Was machst du hier, Lina?“ fragte er, und sie wunderte sich über den ungewohnt leisen, behutsamen Ton dieser Frage, die ihr so gänzlich unnütz schien, daß sie nicht einmal antwortete.

„Warum bist du nicht in der Stube bei den anderen . . .?“ fragte sie nach einer Weile.

„Sie soll dem Sofa ihren Lüneburger Quatsch erzählen, oder den Fliegen an der Wand — die können noch besser zuhören . . .“

„Ohh . . .“, sagte Lina, die Magd, blickte ihn entsetzt an und ihr Mund blieb halb offen stehen.

„Sie merkt ja auch gar nicht, ob einer zuhört, sie will ja nur ihr Geschwätz loswerden . . Pfui Deibel — Lina . . .“

Das „Lina“ kam eine Weile später und nun schwang es noch zögernd in der warmen Luft des Juniabends.

Lina erschauerte.

„Geh hinein . . .“, sagte sie dann. „Vollmoors Frau wird böse.“

(Fortsetzung folgt.)

Hingabe.

Erlebnisskizze von **Martin Ried.**

Das war in der Nacht zu heute und die Luft stand träge und staubig in den Straßen der Stadt. Es war warm, und man atmete wenig tief, die Bäume hinter den niedrigen Gartenmauern der Einzelhäuser, das Strauchwerk in den Anlagen und die Grasnarben an den Spazierwegen lagen fahl unter einer dünnen Hülle von Staub. Der Brodem der Automobile lagerte allzu lange über dem Asphalt der Fahrbahnen, in den Kaffeehäusern leuchteten die Gesichter der Menschen rot, erhitzt, übereifrig. Es war keine gute Nacht also. Es war eine jener Nächte, in denen es sehr schwer sein muß, zu sterben.

Der alte, kleine Mann kam aus einer Kellerschänke. Als ich ihn zuerst sah, ging er gerade die Stufen zur Straße hinauf und der Blickwinkel, unter dem ich ihn sah, ließ ihn noch kleiner, noch eingedrückter, noch verschrobener und hutzeliger erscheinen, als er wirklich war. Seine Hände, lange, müde, mit dicken, dunklen Adern überspannte Hände, hingen ihm tief an den Knien, sein breiter, schwarzer Hut verdeckte sein Gesicht, ich sah nur das Kinn, ein mageres, ganz zerfältetes, blutleeres Kinn unter einem dünnen, schwachen Mund. Ich dachte, so etwa müsse ein Mann aussehen, der angerissene Briefmarken für Sammler herrichtet, oder für ein paar Groschen bei einer Kunstauktion überraschend gute Ratschläge erteilt, oder einfach Druckformen für Falschmünzer ätzt und falsche Pässe fertigt. Ich ging hinter ihm her.

Er drückte sich eng an den Häusern vorbei, als suche er den Halt und die Kühle ihrer großen, ruhigen Leiber. Er ging mit ganz kleinen, unregelmäßigen, schwachen Schrittchen. Er wich den vorspringenden Treppenstufen der Eingänge aus, als treibe er in einem widrigen Strom, der ihn allzugerne gegen die kantigen Steine drücken möchte. Seine Arme hingen unbeweglich herab, die Unruhe und Unregelmäßigkeit seines Ganges ließ sie nicht ins Schwingen kommen und alles dies vollzog sich unter dem zu großen schwarzen Hut, der dem ganzen kleinen Bild auffaß wie ein schweres Dach.

Der kleine Mann ging unachtsam über Fahrbahnen, beschrieb komische Umwege in einem Park, nahm enge Gäßchen, tauchte in das Dunkel hochfrontiger Mietskasernen, strebte über Vorstadtplätze, und während ich ihm folgte, schien es mir, als sei es nur in einer solchen Nacht möglich, einen so seltsamen, hutzeligen Mann durch die Straßen einer großen und lebensvollen Stadt tappeln zu sehen. Und plötzlich schaute der kleine Mann sich um!

Ich erschrak, ich überquerte die Straße und nahm eine Nebengasse, ich blieb vor einem Altwarenladen stehen und sicherte mich, recht unauffällig zu erscheinen. Der Alte ging weiter, ich folgte und war vorsichtiger jetzt. Vielleicht bin ich seinem Argwohn drei oder viermal so ausgewichen, ehe der kleine Mann an dem ersten der beiden Zäune war.

Er blieb vor diesem Zaun stehen, er trat sogar bis fast an die Fahrbahn zurück, um ihn ganz übersehen zu können, diesen langen, bretternen Zaun, an dem verwaschene Zirkusplakate hingen, Reste von Kinoplakaten, überalte Wahlwerbungen und ein Schild mit dem Namen des Mannes, der diese Fläche vermietet. Alles dies schien auch der alte Mann zu betrachten. Dann zog er etwas aus der Tasche, suchte einen freien Platz an diesem Zaun und schaute sich wieder um. Ich mußte in den Schatten einer Einfahrt treten. Ich sah nur, daß der Alte etwas schrieb. Mit abgehackten, ausgreifenden Bewegungen der Hand etwas schrieb.

Dann ging er weiter, er kam so schräg auf meinen Platz zu, daß ich froh sein, nicht gesehen zu werden, und ihm wieder folgen mußte, ohne den Zaun untersucht zu haben. Der alte Mann ging auch schneller jetzt. Ich glaubte zu hören, daß er leise mit sich selber sprach. Er drückte sich nicht mehr so nahe an die Häuser, er lief frei über einen neuen Platz, er trat schnell und ohne sich umzuschauen an einen zweiten Bretterzaun, schrieb auch dort etwas hin, drehte kurz um und war drei Ecken weiter vor einem düsteren, unangenehmen Hause, in dem er verschwand.

Ich war plötzlich sehr müde, ich schrieb die Namen der beiden Vorstadtplätze und die Nummer des düsteren Hauses auf die Rückseite eines Briefumschlages, irgendwo begegnete mir eine Taxe. Ich fuhr heim, es war drei Uhr in der Nacht. Heute früh suchte ich das Haus des alten Mannes auf. Eine dicke Frau erzählte mir, der alte Mann sei gegen fünf Uhr gestorben. Er habe vier Jahre in einer Dachkammer gehaust, für die er nichts zu bezahlen brauchte. Er sei einmal Musiker gewesen früher, freilich wisse man das nicht ganz genau. Und er werde vom Armenpfleger begraben werden, seine Sachen bekäme das Armenamt. So sagte die Frau.

Dann lief ich zu den beiden Zäunen. Ich stellte mir vor, der alte Mann habe eine Anklage dorthin geschrieben, eine Erklärung zu seinem Schicksal. Aber er hatte mit großen Buchstaben, mit einem seltsam mutigen Aufschwung der Buchstaben, in starken Abstrichen und schräg nach oben weisender Zeile nur ein einziges, gutes Wort hingeschrieben. Das Wort hieß: Hingabe.

Der Zweite.

Skizze von **Gerhard von Gottberg.**

Verdun. Das grollt und dröhnt, das hämmert auf und nieder, ist ein Kollern und Bersten, das die Erde zum Zittern bringt; glutende Hölle, fiel auf Ketten von Männerleibern. Es ist fast mehr, als diese Menschen ertragen können, die da im grauen, graugrünen oder blaugrauen Rock sich gegenüberliegen, denn irgendwo, wo diese Menschen herkommen, hatten sie eine friedliche Heimat mit Hof und Haus in Heide oder Wald.

Eine Kompanie ist angetreten. Bärtige, zernarbte, ausgemergelte, alte oder junge Gesichter unter den scharfen Konturen der Stahlhelme. Und alle hören sie es: „Ablösung erste Linie, dort Steingrund besetzen, bis zum letzten ihn halten!“

Im Glied steht der Erste, dahinter der Zweite, Sohn des Bauern und Sohn des Knechts, daneben Peter, dem Spott und Härte scharfe Linien um den Mund zeichneten, Klewes, der im Steinbruch arbeitete und Richter, dessen Gedanken nur eines kennen: den heimischen Hof.

Und dann geht's im Trott zu einem vorwärts, dann prasselt da und dort ein Einschlag. An der Brücke liegen Kolonnenfahrzeuge fest, schäumende Gäule jachtern empor, Splitter spritzen. Weiter, weiter! An der Ecke gellt und klimpert es, Gaswarnung. Wer sie schrie, danach fragt man nicht; wer hier warnt, den kennt man nicht. Und

wer hier von irgendwo aus Trichtern bettelt: „Kamerad hilf!“ dem kann man nicht helfen. Sie gehen zu einem; in die Spuren des andern trifft des nächsten Stiefel. Die Schlucht ist vor ihnen, die zum Massengrab wurde, aus der es immer und immer wieder emporspritzt in Fontänen und Geisern. Sie rasen hindurch, in dieser Stunde ist jeder allein im Rennen, Jagen oder Stürzen. Sie durchqueren Trichter . . .

Da sind nur zwei noch dichtauf, von denen, die vorhin gemeinsam antraten — der vom ersten und der vom zweiten Glied. Sie lachten einander an mit verzerrten Zügen, so wie man im Felde lacht; sie sind Masken ihrer selbst und sind es nicht. Und der vom ersten Glied denkt an den zweiten, den Knechtssohn, den sein Vater vom Hofe jagte; denn daheim sagten sie: Bauerntochter und Knecht ist ein Schimpf! Der vom zweiten Glied würde den Mann neben sich niederschlagen, wenn es noch wie einst wäre, aber das Einst ist versunken, der neben ihm trägt Feldgrau, ist Kamerad.

Souville heißt das Bollwerk, oder ist es Vaux? Vor ihnen muß es sein, hinter den grauen Wänden von Fontänen, Dunst, Qualm und Feuergeisern. Sie rasen nebeneinander, sie hassen sich von der Heimat her, würden die Fäuste gegeneinander heben: Bauernsohn und Bauernknecht. Der eine der Schwester des andern nicht wert, und sind doch derselben Erde entwachsen, demselben Blute.

Und hier, hier fragt keiner nach dem reichsten Bauernsohn oder dem Knecht, dem Fabrikanten oder dem Gelegenheitsarbeiter, nach Liebe oder Haß. Hier ringt Deutschland um sein Leben, und jeder ist ein gleiches Stück von ihm.

Sie hasten zwischen zwei Einschlägen — ein Knattern: Blaugraue Stahlhelme vor ihnen, französische Worte. Eine Handgranate schwirrt, läßt drüben einen Stahlhelm hoch in die Luft kreiseln. Der vom zweiten Glied reißt den vom ersten zurück, den Taumelnden. Feind vor ihnen, der Steingrund ist besetzt, der Feind durchgestoßen.

Ein Trichter nahe. Handgranaten umschwirren ihn, M. G.-Feuer knattert an seine Ränder. Der vom zweiten Glied nimmt einen, den er haßte, aus dem Trichterschlamm, trägt den Schwerwunden zurück. Sie stolpern, sie hasten, sie werfen sich hin. Feuerfontänen endlos in ihrer Qual um sie. Da ist ein Schrei: „Kamerad, rette dich, laß mich liegen!“ Doch der vom zweiten Glied ächzt nur unter der Last, preßt einen Fluch durch die Zähne, einen Fluch, wie man ihn in jener Zeit vor Verdun, an der Somme und bei Cambrai grollend ausstieß, ohne dennoch jemals nachzugeben.

Da springen sie empor, kurz vor der Schlucht. Ein Leutnant steht vor ihnen, hört den röchelnden Schrei: „Feind hinter uns . . . vierhundert Meter!“ Und gespensterhaft ist der Offizier mit seinen Leuten wieder im Trichterfeld verschwunden. Dann der Weg durch die Schlucht, das Taumeln über die Brücke. Wie sie hinüberkommen, weißt du es? Wie wir hinüberkamen da oder dort?

Irgendwo ist der vom ersten Glied, der Sohn des Bauern, auf der Verbandsstelle abgeladen. Und irgendwo hastet der vom zweiten Glied wieder zur rasenden Front zurück. Sie waren einander nicht gut genug, damals vor 1914. Die Väter entschieden, die Kinder und Gespielen waren folgsam . . .

Und jetzt, lange Jahre nach dem Krieg, wartet ein Einarmiger noch immer, wartet seine alternde Schwester auf den, der den Bruder aus der Feuerhölle Verduns trug. Sie haben die Rangstufen von einst abgestreift. Man fragt nimmer nach dem Herkommen, kennt nur den Kameraden . . . ob er Knechtssohn oder zweiter Mann war. Aber nur ein Zettel von der Kompanie gibt von ihm noch Kunde: „Vermißt vor Verdun!“

Kamerad, kennst du den, der immer Zweiter in der Heimat war, wenn wir nach Väterberufen maßen? Kennst du ihn vom Argonnenwald, von der Champagne, von der Somme, da es nicht den Maßstab der Nummer, sondern nur Leistung und Kameradschaft gab? Verdreckt und verschlissen, auftauchend, helfend und rettend, wo es nur ging . . . kennst du ihn, den deutschen Kameraden?



Rätsel-Ecke



Ferien-Rätsel.

Kind
•
•
Land
•
•
Haus

Wie kommt das Kind aufs Land und vom Lande wieder ins Haus? (Man stelle dadurch, daß man einen Buchstaben entnimmt, und dafür einen neuen einfügt, ein neues Dingwort her.)

*

Scherz-Rätsel.

k o

fg

r d

Die geheimnisvollen Vögel.

1. Hol' mal Papas Käppi, Rolf!
2. Drei Herbstblumen.
3. Gib mal deine Klammern her.
4. Woher kam die Schalmei, Selma?
5. Sufft, klopf' aus!
6. Die Magd brachte aus Pinnow acht Ellen Stoff.
7. Sag an Sidonie!
8. Sieben Teile.
9. Dieser Staub, Elli!
10. Wieder ein Radlerunfall.
11. Huhu, mich friert.
12. Nora, beeil' dich.

Jeder dieser zwölf Sätze enthält den Namen eines Vogels. Wer findet diese versteckten Vögel?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 163.

Uhren-Rätsel:

Reisebericht
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Fenster-Rätsel:

S	C	H	W	A	M	M
C						E
H	E	R	M	I	N	E
A			E			R
U			L			N
F			O			I
E			N			X
L	I	B	E	L	L	E

*

Rätsel: Storchschnabel.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.